

Der Bahnhof von Fünfzighübel

Von Guido Reif

Wer mit dem D-Bug auf der Strecke — kein! Der Anfang ist nicht möglich. Er hätte zur Folge, daß jener Mann, der die Geschichte des Bahnhofes von Fünfzighübel berriet, die fürchterlichsten Unannehmlichkeiten hätte, die sich zumindest in einer wüsten Bräuterei — vielleicht aber auch im Ausschluß aus der Gemeinde — auswirken würden. Im Interesse dieses Mannes muß die Strecke verschwiegen werden, wie auch der Name der Ortschaft mit der Wirklichkeit nicht ganz übereinstimmt.

Fünfzighübel ist eine kleine Gemeinde in Mitteleuropa, die auf jenem Gebiete liegt, das vor vielen, vielen Jahren unter der Herrschaft des Kaisers Salsburg stand. Ungefähr eine Wegstunde von Fünfzighübel entfernt gleitern und gleiten die Eisenbahnschienen, laufen schier endlos ins Weite, immer geradeaus, immer geradeaus.

Es sei für eine Weile vergessen, daß heute über diese Schienenstränge Expresszüge donnern, die Ost mit West und Nord mit Süd verbinden; es sei für eine Weile vergessen, daß auf den Straßen, die durch Fünfzighübel führen, heute Autos rasen, die Geschwindigkeiten von hundert Kilometern mit Leichtigkeit bewältigen; es sei für eine Weile vergessen, daß heute über Fünfzighübel Flugzeuge ihre Bahn ziehen. Die Geschichte des Bahnhofes von Fünfzighübel fällt in jene Zeit, in der dreißig Kilometer für die Eisenbahn eine phantastische Geschwindigkeit waren und das Tempo eines etwas zu rasch fahrenden Landbauers Männern und Frauen wegen der auf den Straßen lauerten Lebensgefahr Schrecken einjagte.

Damals also geschah es, daß man in Fünfzighübel auf die Eisenbahn aufmerksam wurde und einige der maßgebendsten Persönlichkeiten des Ortes — die da sind: Pfarrer, Lehrer, Gemeindevorsteher und Großbauern — sich mit der Idee trugen, zur Eisenbahn in nähere Beziehungen zu treten. Eigentlich sammelte die Idee vom Lehrer des Ortes, der zumindest einmal in der Woche in der nahen Hauptstadt zu tun hatte und sich dann entweder eines Fuhrwerks bedienen mußte, das zur Bewältigung der Strecke viele Stunden benötigte, oder auf den Bahnhof des Nachbarortes zu geben gezwungen war, wo ihn sein dortiger Kollege stets mit einem Lächeln begrüßte, das nichts anderes als Mitleid mit einem Kollegen ausdrücken sollte, der in einer Gemeinde unterrichtete, die nicht einmal einen eigenen Bahnhof hatte.

In einer aufregenden Gemeindeversammlung — man spricht davon, daß es die aufregendste war, die je in Fünfzighübel stattgefunden hatte, — wurde der Beschluß gefaßt, an zuständiger Stelle alles zu unternehmen, um zu einem eigenen Bahnhof zu kommen. Gegen den Beschluß sprach sich einzig und allein der Bahnhofbauer aus. Er führte ins Treffen, daß ja jeder, der mit der Bahn fahren wolle, auf dem Bahnhof des Nachbarortes einsteigen könne, denn dortbin gehe man nur zehn Minuten,

während vom Ort in gerader Linie bis zur Bahnhofsstraße, wo das neue Gebäude doch logischerweise errichtet werden müsse, eine gute Dreiviertelstunde zu gehen sei. Dieser Einwand löste ein heftiges Für und Wider aus, in dem die Gemeindevertretung des Nachbarortes außerordentlich schlecht wegkam. Man warf dem Bahnhofbauer vor, daß er die Interessen der eigenen Gemeinde nur deshalb hinter die der fremden stelle, weil dort sein Schwiegersohn Gemeindevorsteher sei. Einer der Bauern brachte zur Sprache, daß sich der Bahnhofbauer sogar seine Sonnaganzüge im Nachbarort machen lasse, ein Umstand, der laute Hört-Hört- und Pfui-rufe und eine endlose Debatte darüber zur Folge, ob der Bahnhofbauer ein Recht habe, sich im Nachbarort Anzüge machen zu lassen — kurz: die Sitzung wurde — wie gesagt — eine der aufregendsten, eine Tatsache, die schon dadurch hinreichend bewiesen ist, daß im Gasthof „Zum Schwan“, wo die denkwürdige Tagung stattfand, in dieser Nacht von sechzehn Männern zwei Küffer Bier konsumiert worden sind.

Unmittelbar nach der Beschlußfassung wurden alle notwendigen Schritte eingeleitet, um so rasch als möglich zum eigenen Bahnhof zu kommen. Es fanden sich einige reiche Bauern deren Stolz auf die künftige Bahnstation größer war als ihr Geiz, die sich bereit erklärten, alle unerläßlichen Maßnahmen zu finanzieren. Schon wenige Tage später stand der Gemeindevorsteher mit dem Lehrer und Pfarrer — begleitet von einer Schar ganz begeisterter Anhänger — am Bahnhof des Nachbarortes, wo sie den Zug erwarteten, der sie nach Wien führen sollte. Verächtliche Blicke streiften die primitive Einrichtung des Stationsgebäudes, bis der Gemeindevorsteher sowohl der Meinung der Deputation als auch jener der Begleiter

Ausdruck gab, indem er laut vor zwei Leuten des Nachbarortes, die erstaunt dem Tun und Treiben derer von Fünfzighübel folgten, erklärte: „Na, bei uns wird das anders werden. Das können wir wohl sagen.“ Worauf Lehner und Pfarrer beifällig nickten und dem Bau einen letzten verächtlichen Blick vor ihrer Abreise zuwarfen.

Nach drei Tagen kehrte die Deputation aus Wien zurück. Ein geheimnisvolles Räumen setzte ein; ganz Fünfzighübel sprach von den Erfolgen der Reise, ohne daß jemand etwas Genaueres wußte. Jene aber, die es wußten, schwiegen. Es vergingen Wochen, während welcher kein Bauer am Abend zu Hause war, sondern im Gasthof saß, um das Bahnhofprojekt zu diskutieren, wie die Gatten zu Hause zu erklären pflegten. Einige kamen auch des Bahnhofprojektes wegen, die meisten aber wegen des Biers, nicht wenige auch wegen Misl, der Kellnerin, dem lebenden Dorn im Auge der Bäuerinnen von Fünfzighübel.

Monate vergingen. Immer dringender wurde der Ruf nach dem Bahnhofgebäude, das um so mehr, als man im Nachbarort inzwischen vom Plan der Fünfzighübler Kenntnis erhalten hatte und keine Gelegenheit vorübergehen ließ, ohne die braven Bürger dieses Ortes zu hänseln, weil sich in Wien nichts rührte und man annahm, daß die Station ein frommer Wunsch der Gemeinde Fünfzighübel bleiben würde.

Da — an einem regnerischen Morgen im Feber — klopfte es an die Tür des Gemeindehauses und unmittelbar darauf traten drei Herren ein, von denen sich der eine als Regierungsrat aus Wien vorstellte. Die Fremden nahmen nun den Bürgermeister wegen der Petition um eine Eisenbahnstation ins Kreuzverhör und erfuhr alles das noch einmal, was die Deputation in Wien schon vorgebracht hatte. An diesem Morgen hatte der Gemeindevorsteher Schöberl viel zu tun. Von Hof zu Hof mußte er laufen, dauernd einen anderen Bauer holen, damit ja alle Gründe befanntgegeben würden und jeder Bürger seine Meinung vor der Kommission kundtun konnte. Nur der Bahnhofbauer wurde nicht geholt. Begreiflicherweise . . .

Am Abend fuhr die Kommission wieder ab. Die Bauernhagen noch lange im Wirtschaftshaus; und erst als die robuste Gattin des Brandstatter Seppel diesen mit Gewalt aus dem Gastzimmer holte, dachten auch die anderen ans Aufbruch.

Im Nachbarort hänselte man die Fünfzighübler weniger, seit man erfahren hatte, daß eine Kommission aus Wien dort gewesen sei, um die Petition bezüglich einer Eisenbahnstation an Ort und Stelle zu studieren und man verstummte dort bald ganz, als Wochen später dem Ansuchen der Gemeinde tatsächlich entsprochen wurde und diese ihren Bahnhof bewilligt bekam.

Aus diesem Grunde gab es in Fünfzighübel ein Fest, wie man es in der Geschichte

An der Theiß

(Kriegsjahr 1916)

In Winternacht bohrt stampfend sich der Zug,
die kalte Luft zersprengt
an der Maschine breitem Bug.

Wir stehen kumm an offenen Türen.
Und stehn ganz keif.
Und stehn ohne Regen, ohne Rühren.

Die stille Steppe ist sehr weit und weiß.
Der Mond scheint kalt.
Und silbern gleißt die Theiß.

Sehr selten glänzt ein kleines weißes Licht:
es flimmert fern.
Wir sehn es alle. Keiner spricht.

Der Morgen bläht.
Wir stehen ohne Schlaf die lange Nacht.
Wir haben eine lange Nacht gewacht.

Ray B a r t h.

des Ortes nicht vorher und nicht nachher gefeiert hatte. Vier floh in Strömen, Volksbelustigungen aller Art wurden geboten, jung und alt feierte, Mann und Weib bildeten eine Meisnung — es war der schönste Tag in der Geschichte von Fünzigbübel, der nur dadurch eine kleine Trübung erfuhr, daß am Morgen nach dem Fest der Gemeindevorsteher und der Lehrer mit Neßl, der Stellnerin, in einem Straßengraben gefunden wurden, in dem sie ihren Rausch ausschließen. Und da es in der Früh zu regnen begonnen hatte, boten die drei gerade keinen erquicklichen Anblick, als sie endlich geweckt worden waren — eine Lat, der sich der Gemeindevorsteher Schöberl gar nicht genug rühmen konnte — und nach Hause wankten.

Aller Freude folgt aber auch Leid. Und die Betrübniß der Bauern von Fünzigbübel war ungeheuer, als sie erfuhren, daß der Bahnhof — ihr Bahnhof! — ein Holzbau werden sollte. Während der Nachbarort einen — wenn auch primitiven — Ziegelbau sein eigen nennen durfte, sollte sich Fünzigbübel mit einer Holzstube zufrieden geben!

Sofort wurden wieder Eingaben gemacht, die schon in Vorparaden geübte Deputation reiste nach Wien. Es war umsonst. Den Anforderungen genügte vorläufig der Holzbau. „Sollte sich die Notwendigkeit ergeben, daß —“, hieß es in dem Schreiben, mit welchem die Vorrede erledigt wurde, „dann wird in absehbarer Zeit ein Ziegelbau errichtet werden.“

Damit war die Begeisterung der Fünzigbübler für das Bahnhofprojekt zur Hälfte verschwunden.

Als der Bahnhofsbau — und die Straße vom Ort zum Bahnhof — fertig war und die Eröffnung der Station gefeiert wurde, flammte zwar noch einmal die alte Begeisterung auf. Ja, als der erste Zug in die neue Station einfuhr — man hatte davon gesprochen, daß der Kaiser persönlich zur Eröffnung kommen werde, ein Gerücht, das aber absolut nicht den Tatsachen entsprach, denn es erschien schließlich nur ein Oberbahnrat aus der nahen Hauptstadt —, und als der Bürgermeister den Zug mit bebender Stimme willkommen hieß, um seine Rede in die Worte ausklingen zu lassen: „So fahre denn wohl, geliebter Zug! Abfahrt!“ — eine Aufforderung, in welcher der Zugführer eine Einmischung in eine Amtshandlung erblickte und dem Redner einen wütenden Blick zuwarf —, war manches männliche und weibliche Auge mit Tränen gefüllt. Auch beim Fest am gleichen Nachmittage ging es noch hoch her. Und als der Lehrer — der einzige Jahrgang, der den Zug am Morgen benützt hatte — in den Abendstunden aus der Hauptstadt zurückkam, wurde er als Held gefeiert. Doch schon bald darauf legte sich die Begeisterung ganz.

Undauernder Regen hatte die Straße zur Bahn in einen kläglichen Zustand versetzt, so daß diejenigen, die den Zug wirklich benützten, lieber den kürzeren Weg zum Bahnhof des Nachbarortes gingen, zumal die Fahrt von dort sogar noch billiger war, als daß sie den mühevollen Weg auf einer elenden Straße entweder bei strömendem Regen oder in glühender Hitze zurücklegten. Bald stieg am Bahnhof von Fünzigbübel überhaupt nur der Lehrer ein und aus. Und als dieser eines Tages das Zeitliche segnete, war der Bahnhof verödet.

Ueber das Thema wurde im Laufe der Jahre in Fünzigbübel immer weniger gesprochen. Nur der Waldhofbauer konnte nicht umhin, dann und wann lächelnd auf den seinerzeitigen Eifer zurückzukommen. Er tat es besonders gern, als die Station — sieben Jahre nach ihrer Eröffnung — mangels jeglichen Bedarfs auf-

gelassen wurde. Wenn einer der Jungen heute eine recht närrische Idee hat, pflegt der nun schon Neunzigjährige nur mit dem Kopf zu wackeln, sobald er davon hört und das Wort „Bahnhof“ zu murmeln. Die Jungen verstehen ihn kaum mehr, denn die Geschichte vom Bahnhof von Fünzigbübel lebt unter den jungen Bewohnern des Ortes nicht fort, wie unangenehme Geschichten auch anderswo gern verschwiegen und begraben werden.

Wer mit dem D-Zug auf der Strecke —

Nein! Das wäre wieder unmöglich. Kurz: Her — rast der D-Zug an manchem alten, zerfallenen Häuschen vorbei. Eins von ihnen trägt auf der Auerseite den Namen Fünzigbübel. Das Holz ist verwittert. Die Farbe, mit der man den Namen einst geschrieben hatte, ist verblaßt. Man muß ein gutes Auge haben, um beim Neunzigkilometertempo moderner Expresse das Wort entziffern zu können. Wer es imstande ist, hat den einstigen Bahnhof von Fünzigbübel gefunden.

Ausbeutung des Bodens — nicht des Menschen

Das große Werk von Almaden

Zu den kostbarsten Schätzen Spaniens gehört seit jeher Almaden (letzte Silbe betont), die Hauptstadt der Provinz Ciudad Real, eines Teiles der durch Don Quijote hochberühmten Mancha. Hier leben hart an der Front, wo die junge Republik gegen den mörderischen Faschismus kämpfen muß, 12.000 Menschen, deren Arbeit in den unermesslichen, seit Menschengedenken ausgebeuteten, aber noch für Jahrtausende ausreichenden Quecksilberbergwerken dem bedrohten Volksstaat bedeutende Einkünfte aus der Ausfuhr des seltenen Metalls ermöglicht und in hohem Maße zur Erhaltung der günstigen Finanzlage der Republik beiträgt. Aber diese hat vielleicht auch nirgends so leidenschaftliche Anhänger wie in Almaden, wo die staatliche Verwaltung das Leben von den Gefahren für die Gesundheit befreit und es durch Einführung einer sozialen Wirtschaftsform erst lebenswert gemacht hat.

Zwar sehen manche in den Phöniziern die ersten, die sich mit der Förderung des Quecksilbererztes, gewöhnlich Binnover genannt, beschäftigten, doch scheint sie auf noch ältere Zeit zurückzugehen. Auf Karten aus der Römerzeit finden wir den Ort unter dem Namen „Sisapo“; noch erhaltene Landstraßen in der Umgebung zeugen von der großen Bedeutung des Minerals für die Römer, die es auf ihnen nach Italien transportieren ließen. Doch bestanden damals auch schon Verbindungen zu allen wichtigeren Städten Spaniens, wo Binnover als Färbemittel, aber auch das durch Abscheidung des Sauerstoffes gewonnene Element stark begehrt war; erzählt doch z. B. ein damaliger Gesichtsschreiber von einer steinreichen und prunkfülligen Dame, die die Besucher ihres Palastes durch Fontänen funkelnden Quecksilbers in Erstaunen setzte, und nennt als Fundort Sisapo, wo Legionen von Sklaven den Binnover zutage förderten. In Almaden steht auch noch heute ein Gebäude im antiken Stil, dessen Kellergänge mit dem Bergwerk verbunden sind. Dieses Haus war das Gefängnis für lebenslänglich Verurteilte; jeden Tag wurden sie zu ihrer Arbeitsstätte getrieben. Der Gnade der Verwandlung ihrer Todesurteile konnten sie sich nicht sehr lange erfreuen, da der ständige Aufenthalt in den ungesunden Stollen ihrem Leben bald ein Ende bereitete.

Während die Phönizier in Leichensteinen eine sichere Spur hinterließen und die römische Herrschaft an zahlreichen Ruinen zu erkennen ist, sind die Hauptzeugen der langen maurischen Epoche, der der Name Almaden entstammt (er bedeutet einfach „Das Bergwerk“), Münzen und Medaillen, doch wissen wir, daß auch jenes Volk reichlichen Gebrauch des Naturgeschenks zur Herstellung von allen möglichen chemischen Produkten machte. Nach der Wiedereroberung Südspaniens durch die Spanier kam

Almaden bald in den unmittelbaren Besitz der Krone und gewann außerordentliche Bedeutung, als die der Nation angehörenden Eroberer Amerikas auf die Idee kamen, das Silber Peru mit dem heimischen Quecksilber zu liegieren.

Mehr als 5000 Jahre währt der Abbau, und noch hatten viele Millionen Tonnen Binnovers ihrer Verwertung in aller Welt.

Neben Spanien sind Rußland und China die wichtigsten Erzeuger des Quecksilbers. Freilich bleibt sowohl das erstgenannte mit 4000 Flaschen (à 34.50 Kilogramm) und das zweite mit 3000 jährlich weit hinter Almadens Niveau absteuere von rund 120.000 Flaschen zurück (wobei der Verbrauch im eigenen Lande schon abgezogen ist). 1932 betrug sie übrigens erst 74.000, welche Zahl den mächtigen Aufschwung seit der Gründung der Republik vor Augen führt. Die vier Hauptabnehmer sind (teilweise vielleicht: waren) Deutschland, England, Japan und die Vereinigten Staaten. Ein Vergleich mit dem Vorjahre zeigt aber, daß das Jahr 1936 auch auf die Ausfuhr einen starken Einfluß ausgeübt hat; Deutschlands Anteil ist von 29.089 Flaschen auf 19.201 gesunken und der Japans von 20.779 auf 15.150 Flaschen. Wenn die Feinde der spanischen Freiheit auch auf wirtschaftlichem Gebiet die Republik schädigten und England seine Einfuhr von Quecksilber aus Almaden nur um ein Unbedeutendes steigerte (20.992, 22.145), hat Nordamerika die seine von 28.109 auf 40.777 erhöht! Auch unsere Republik hat etwas mehr abgenommen.

Der Staat als alleiniger Besitzer der gesamten Gruben hat ein besonderes Betriebssystemem geschaffen, das auf harmonischem Zusammenwirken staatlicher und örtlicher Stellen beruht. Die tüchtigsten Arbeiter erhalten eine Spezialausbildung an der Almadener Bergschule, wo man auch die Befähigung zum Aufsichtsdienst erwirbt. Nur acht Tage des Monats wird von dem Einzelnen untertags gearbeitet, und das bei fünfstündiger Arbeitszeit. Für den Sport und die Erholung der Arbeiter in den Muhestunden hat der Staat die herrlichen Gründe von Castilferas am Rande der Stadt zur Verfügung gestellt, die über 7000 Hektar messen und neben der körperlichen Entspannung auch schöne Erträge landwirtschaftlicher und gärtnerischer Beschäftigung liefern. Bei dem hohen Stand der Sicherheits- und hygienischen Maßnahmen ist man nun dahingelangt, die Zahl der Unfälle auf 0.3 bis 0.4 im Jahre herabzudrücken. Man kann mit gutem Gewissen behaupten, daß kein anderer Betrieb von solchem Umfang auf der ganzen Welt eine so geringe Anzahl von Unfällen aufweist. Der Arbeiter in den Binnovergängen, der Verladungsarbeiter, der Fader und der Angestellte in den Brennereien, sie alle sind von der Quecksilbervergiftung bedroht; dank der jetzt eingeführten

Vorkehrungen ist die Gefahr fast beseitigt. Im letzten Jahr gab es nur noch halbsoviel Fälle von Hydrarthritis, wie eine dieser Erkrankungen genannt wird, als 1931. An der Verbesserung der Gesundheitsrichtungen wird ständig gearbeitet. Im Falle der Erkrankung erhält der Betroffene sein volles Gehalt bis zur Rückkehr zur Arbeit, wird jedoch seine Untauglichkeit für diesen Zweig der Erzeugung festgestellt, so erhält er eine ihm gemäße andere Beschäftigung oder wird pensioniert nach einem großzügigen System, welches jeden Almadener Arbeiter gegen Arbeitsunfähigkeit und Alter versichert und ihm einen sorgenlosen Lebensabend gewährleistet. So arbeiten der Staat und die Werkstätten von Almaden planmäßig und wirkungsvoll am Aufbau des Spaniens, das neben der Bekämpfung der Rebellen keinen Augenblick die schöpferische Aufgabe der Demokratie vergißt.

Riesen und Zwerge unter den Sternen

Der funkelnde Sternenhimmel über uns in einer sternklaren Nacht ist ein Erlebnis von eigenartiger Schönheit. Glühend flammt der Sirius aus dem Nachtdunkel. Kaum einzeln wahrnehmbar glimmen die Funken des Siebengestirnes. Zwischen diesen Grenzen finden sich die mannigfachen Abstufungen. Früher, ehe man physikalische Methoden zur Erforschung der Himmelserscheinungen anwandte, neigte man dazu, die verschiedenen Sternenhelligkeiten auf Rechnung der unterschiedlichen Distanzen zu setzen. Man setzte die Strahlungsstärke nahezu für alle Sterne gleich. Jedoch bei dem tieferen Eindringen in die Sternwelt mit der vervollständigung der Forschungsmethoden und Forschungsmittel erwies sich diese Annahme als falsch. Die Massenansammlungen in den Sternensystemen sind zwar überraschend gleichmäßig. Die Mehrzahl der Sonnen besitzt ein Gewicht, das ähnlich dem unserer Sonne ist. Die Größe der Energieabstrahlung ist hingegen außerordentlich verschieden. So weist ein Stern S. Doradus des Südhimmels ungefähr die dreihunderttausendfache Sonnenhelligkeit auf. Aus jedem Quadratcentimeter seiner Oberfläche tritt ein Energiestrom aus, der einen 5000 Pferdekraften starken Motor betreiben könnte (etwa drei starke Schnellzugslokomotiven entwickeln z. B. eine solche Energiemenge zusammengekommen). Unsere Sonne ist nicht mehr ganz so stürmisch. Sie ist etwas vorsichtiger bei der Energieabgabe. Statt 5000 Pferdekraften liefert sie nur neun Pferdekraften auf den Quadratcentimeter ihrer Oberfläche. Gott sei Dank, daß unsere Sonne so bescheiden ist. Wäre sie stürmischer, etwa so wie der Stern S. Doradus, und unsere Erde in der gleichen Entfernung von ihr, so hätte unsere Mutter Erde eine Temperatur von 7000 Grad Celsius, was absolut unerträglich wäre. Doch es gibt auch Sterne, so z. B. den Stern Wolf 359, dessen Strahlungsvermögen nur 1/50.000 des Strahlungsvermögens der Sonne ist. Aus einem Quadratcentimeter der Oberfläche dieses alternen Sonnenleibes strömt eine Energie, die allenfalls zum Betriebe eines Kinderspielzeuges ausreichen würde. Selbst für Pelzhändler wäre eine solche wenig wünschenswert, denn ihre Strahlungskraft entspricht der eines Kaminsfeuers in 1 Km. Entfernung (bezogen auf unsere Erdbverhältnisse). Die geschilderten Fälle sind Grenzfälle nach oben und unten in bezug auf die kosmischen Strahlungsverhältnisse. Die Forschung zeigt, daß unsere Sonne ein Stern mittlerer Strahlungsstärke ist, und daß die Zahl der leuchtenden Sonnen ohne Zweifel überwiegt. Martin, Ing.

Martin Grill: Die Aktentasche

Als der Straßenbahnwagen der Endstation entgegenfuhr, war ich der einzige Fahrgast. Der Schaffner kam zur Tür herein, stapfte breitbeinig durch den Gang und ließ seine Augen über die leeren Bänke schweifen. Sein Blick glitt über mich hinweg, als wäre ich Luft. Er hob hier ein paar zerknüllte Fahrtscheine auf und dort einen einsamen Handschuh, dessen Inhabersbruder wohl irgendwohin in die Welt hinaus gewandert war. Der Wagen sah trostlos und nüchtern aus wie ein Wirtshausaal nach einer Faschingsunterhaltung. Draußen flogen Reigen schlafender, dunkler Häuser vorbei.

„Gehört Ihna dō Toschn?“ fragte mich der Schaffner und deutete auf eine braune Aktentasche, die verlassen in einer Ecke stand.

„Nein“, sagte ich, „die gehört mir nicht.“

„Dōs is ober sonderbor“, meinte der Schaffner, „ich hab schon olles mögliche gefunden: Handschuhe, Hüte, Ueberstube, Reisekoffer und Spozierstöck, — ober Aktentöschn hob ich noch nie nicht gefunden.“ Dabei schaute er mich so mißtrauisch an, als hätte er mich im Verdacht, die Eigentümerschaft an der Tasche abgeleugnet zu haben. Er hatte einen dicken schweren Mantel an und riesige Filzstiefel und war in punkto Kleidung zweifellos in der Lage, mit derselben Elektrizität bis zum Nordpol durchzufahren.

„Wissen's“, sagte er, „neulich ham's in der Bahn auch einen Koffer gefunden, der niemandem g'hort hot, und später wor a zerstückeltes Weisbild drinnen.“

Mir begann zu gruseln. Ich schaute abwechselnd auf die Tasche und dann wieder auf den riesigen Mann in den Filzpantoffeln.

„Die Tasche kann ja jemand vergessen haben“, sagte ich etwas bedrückt, weil mir bewußt wurde, daß ich schuldlos in einen furchtbaren Verdacht geriet.

„Dōs ist ausg'schlossen, Herr, a Aktentöschn vergißt ma net. A normaler vergeßlicher Mensch vergißt die Fohrorten zu laufen oder bei der richtigen Station auszustiegen. Aktentöschn vergißt ma nie. Hobns schon a mol bemerkt, wie viel Leut heut mit Toschn unterm Örm rumtrenten? Dō sann wie zammwachsn miteinander. Nehmans ihnan dōs Anhängel, und die laufen rum, als wäre ihnan der Orientierungssinn rausoperiert worn.“

Kulturkaleidoskop

Wenn man die Zartheit der weiblichen Gestalten eines Botticelli oder die Madonnen Raffaels bewundert, sollte man sich der sehr merkwürdigen Tatsache erinnern, daß die Maler und Bildhauer der Renaissance häufig keine Frauen und Mädchen als Modelle hatten, sondern Jünglinge. Raffael hat öfters seine Schüler in Frauenkleidern Modell stehen lassen, und ihre Züge sind auf seinen Madonnenbildern verewigt.

Ein Turmbau von Babel ist aus technischen Gründen unmöglich. Ein reiner Ziegelbau könnte nie höher als 260 Meter sein, weil dann das Gewicht des Mauerwerks die untersten Steine zerquetschen würde; bei der zehnfachen Höhe würde auch der beste bisher bekannte Werkstoff von seinem Eigengewicht deformiert werden.

Die Bleistifte tragen ihren Namen zu Unrecht; sie sind mit Graphit, einer Form des Kohlenstoffes, nicht mit Blei gefüllt.

Der Mann ging zum Wagenführer hinaus und ließ mich mit der Tasche und meinen Gedanken allein. Hatte er nicht recht? Ein Strom von Aktentäschenträgern zog vor meinem geistigen Auge vorüber. Früher war der Besitz dieses Requisites höherer Beamten, Bürgergeschulterten und Steuerexektoren vorbehalten gewesen. Die Aktentasche war eine Distinktion, beinahe ein Orden. Sie zu tragen, war nicht jedem erlaubt. Ihre Popularisierung war eine Verletzung geheiligter Privilegien, ihre Demokratisierung war beinahe eine Revolution. Mit der äußeren Würde ging aber auch der innere Wert verloren. Jeden Morgen sehen sich hunderttausende Taschen, angefüllt mit den gewöhnlichsten Dingen des täglichen Gebrauchs, in Bewegung. Was enthalten sie nicht alles?! — Thermosflaschen, Butterbrote, Handarbeiten, Spielarten, Zeitungen, Zahlungsbefehle und hundert andere Dinge. Vor allem enthalten sie Papier, bedrucktes und beschriebenes Papier in Menge. Wieviel Beschwürungen, Beteuerungen und Beschimpfungen werden jeden Morgen auf Briefentwürfen und Manuskripten in die Welt hinausgetragen?! Aktentaschen werden dann mit Papier gefüllte Granaten. — Zum Glück für die Menschheit sind auch viele Blindgänger darunter.

Viele Tonnen Papier setzen sich jeden Morgen in Bewegung. Wieviel gedruckten und geschriebenen Kram steckt doch jeder Mann morgens in die Tasche, um ihn am Abend ungeschlagen und unvertwendet wieder herauszugeben! Die Straßenbahnfahrt müßte dreißigmal so lang währen, wenn er unterwegs nur die Hälfte des Materials verarbeiten wollte, zudem läßt er das Wichtigste immer zu Hause liegen. Doch das macht nichts, „ich bin ein fleißiger Mensch“, sagt er sich, „ich beschäftige mich mit zehn Dingen zu gleicher Zeit“. Und dieses Selbstlob genügt ihm.

Es gibt glänzende, mit blitzenden Nadelbeschlägen versehene Aktentaschen und andere, aus deren gepolsterten Röhren die papierernen Eingeweide herausschauern. Die also liberaleren stehen vergeblich um Schonung: Sie müssen hinaus ins feindliche Leben, wenn auch ihr Besitzer nicht weiß, warum.

Aktentaschen sind ein Teil unserer Ehre. Mancher Mann läßt es sich gefallen, daß man

In technischer Hinsicht unterscheidet sich der gotische Kirchenbau vom romanischen hauptsächlich dadurch, daß das Gewölbe gotischer Kirchen von einem Gerippe aus Eisen getragen wird, nicht aber das der romanischen Bauten. Mit dieser Anwendung von Eisengerüsten leisteten die Baumeister der Gotik eigentlich die neue moderne Ära der Baukunst ein.

Es gibt keine Weltstadt, keinen Luxusbadeort, die nicht ein „Hotel Nig“ besäßen. Dieser Name, heute sozulagen eine Hotelsqualitätsmarke, ist der Familienname eines berühmten Schweizer Hoteliers.

Etwa zwei Prozent der Verkehrsunfälle, die sich in den USA ereignen, sind darauf zurückzuführen, daß Farbenblinde die beiden hauptsächlichsten „Verkehrsfarben“ rot und grün nicht voneinander unterscheiden können.

Die Farbenfabrikanten unterscheiden annähernd 25.000 verschiedene Farbtöne. Namen haben kaum 300 von ihnen; die übrigen sind durch Nummern gekennzeichnet.



Adamson prelst die Natur

seine Zigaretten raucht, seine Vorfahren verhöhnt, oder gar seine Frau verführt, eines darf man nie tun: den Inhalt seiner Tasche eitel nennen. Wer dies anrührt, rührt sein Leben an.

Der Schaffner brachte die Tasche in das Fundamt. Dort lag sie einen Monat. Dann wurde die Verschlussene geöffnet, um ihre Familienzugehörigkeit festzustellen. Man fand in ihr ein paar alte Zeitungen, ein Pariser Magazin, einen literarischen Leitfaden für gebildete Deutsche, zwei Liebesbriefe, die von berühmten Damen stammten, ein angefangenes Antwortschreiben, eine unbezahlte Rechnung und einen Handschuh.

Die Sachen wurden genau aufgeschrieben und dann in ein Regal gelegt. Dort liegen sie heute noch.

An ihren Taschen sollt ihr sie erkennen!

„Napoleon hat nie gelebt!“

Man hat sich der Mühe unterzogen, festzustellen, über welchen Menschen die meisten Bücher geschrieben wurden, und ist, wie kürzlich bekannt wurde, zu dem Ergebnis gelangt, daß es Napoleon Bonaparte war, der Geschichtsschreibern sowie Literaten aller Schattierungen den bisher größten Anreiz bot, sich mit seiner Person zu befassen.

Schier unadäquat ist die gewaltige Meibe der Napoleon-Bücher, und in Anbetracht dieses Umstandes ist es selbstverständlich nicht zu verwundern, daß sie neben herrlichen Werken namhafter Autoren auch weniger einwandfreie Schöpfungen zweifelhafter Striemen enthält. So zum Beispiel findet sich da eine Schrift, die vielleicht als das überhaupt seltsamste Werk der Weltliteratur angeprochen werden kann: „Warum Napoleon niemals gelebt hat oder Großer Irrtum, die Quelle zahlloser Irrtümer in der Geschichte des 19. Jahrhunderts“ ist der Titel des merkwürdigen Buches, das — was besondere Beachtung verdient — bereits anderthalb Jahrzehnte nach dem Tod des Franzosenkaisers erschien.

Würde man es eventuell noch für erklärlich halten, daß es Personen gab, die es nicht recht glauben wollten, daß der Große Korke auf St. Helena gleich einem gewöhnlichen Sterblichen seinen Geist aufgegeben hatte, und daß sich infolgedessen gläubige Leser fanden für Druckwerke abenteuerlichsten Inhaltes, in denen etwa „entbüllt“ wurde, daß der osmanische Generalissimus Hussein Pascha kein anderer sei, als der aus seinem Exil entwichene Bonaparte, — so muß es andererseits geradezu grotesk anmuten, daß jemand, zu einer Zeit, da noch sehr viele Leute lebten, die Napoleon gesehen, ja vielleicht sogar gesprochen hatten, ernstlich zu behaupten wagte: Napoleon hat nie gelebt!

J. V. Pères, der Verfasser des absonderlichen Napoleon-Buches, begnügte sich indes nicht mit einer bloßen Behauptung, sondern er versuchte auch, für diese die erforderlichen „Beweise“ zu erbringen, und der wesentliche Inhalt seiner Ausführungen, die einer gewissen Spitzfindigkeit nicht entbehren, ist ungefähr folgender: Napoleon ist eine rein mythologische Gestalt, und zwar eine Personifikation der Sonne, worauf schon die Verwandtschaft des Namens Napoleon mit dem Namen des Sonnengottes Apollo (französisch Apollon) hinweist. Nach der griechischen Mythologie hat Apollo auf einer Mittelmeerinsel das Licht der Welt erblickt, weshalb auch der Geburtsort Napoleons auf eine Insel des Mittelmeeres verlegt wurde. Die Mutter des Kaisers hieß Lætitia, welcher Name sich wiederum an den der Mutter Apollos, Leto oder Latona, anlehnt. Weiter: Napoleons drei Schwestern sind identisch mit den drei Grazien am Hof des Apollos; seine vier Brüder stellen die vier Jahreszeiten dar, und seine beiden Kranten sind die zwei Gemahlinnen, die der Sonne zugeschrieben werden (Erde und Mond). Die zwölf Marichälle des Kaisers symbolisieren die zwölf Zeichen des Tierkreises, die unter den Befehlen der „Sonne Napoleon“ ihren Lauf nahmen. Und schließlich: Napoleon kam zu Wasser aus dem Osten, um über Frankreich zu herrschen, und ging, nachdem er zwölf

Jahre regiert hatte, im Westen unter. Seine zwölf Regierungsjahre aber bedeuten nichts weiter als zwölf Stunden des Tages, während welcher die Sonne am Himmel erstrahlt ...

Ob der Autor selbst von seinen Darlegungen überzeugt war und in Napoleon bloß eine allegorische Figur sah? Wer kann es wissen! Wir wissen nur eines — und möglicherweise kam es Monsieur Pères auch lediglich auf dies an: das Buch, von dem dank einer regen Nachfrage zwei Auflagen herausgebracht werden konnten, brachte Geld ins Haus; mehr Geld, als so manches seriöse Werk seinem Verfasser eintrug.

Schach ins Volk

SCHACHAUFGABE Nr. 373.
Von A. M. Sparke.

Schwarz: Kc5, Db5, Lc8, Sa5, Ba4, b3, e6. (7)



Weiß: Kf2, Del, Tel, d6, Lf8, Sc1, e2, Bb6, e6. (9)

Matt in 3 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Scharoch, Drakow 32, Post Modlan, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 370: Tg5—h5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Amier Rudolf, Tetschen; Habi Erwin, Hofeld Otto, Lohmüller Hans, Chimiak Teo, Froundl Anton, sämtlich Neustadt; Strache Rudolf, Klötsch Rudolf, Richter Oswald, Strache Karl, Richter Heinrich, Pfeiffer Ernst, sämtlich Groß-Priessen; Nitsch Rosa, Trupschitz, Tröster Kurt u. Schmid Willi, Klein-Priessen; Strohschneider Willi, Wallitz; Tepper Franz, Karlsbad; Dinobier Emil, Tetschen; Beutel Wilhelm, Arnadorf b. Tetschen; Schöffel Anton, Schöbritz; Schöpfla Josef, Komotau; Hyna Josef, Hostowitz; Ulbert Ottomar, Johnsdorf; Havel Franz, Modlan; Walter Ludwig, König Anton, Steinwitz Hans, sämtlich Kwitkau; Gelbier Josef, Serbitz; Berger Josef, Klein-Augezd; Ulbert Rudolf, Proselitz; Rudek Peter, Brütz; Triltsch Gustav, Wisterachan.

Sektionsgründung.

Am Sonntag, den 2. Jänner 1908, gelang es in Lang-Ugest, eine neue Schachsektion ins Leben zu rufen. Der Einladung des Obmannes Gen. Müller folgten 19 Schachfreunde, um den Ausführenden des Kreisschachleiters Gen. Scharoch über „das Schachspiel und seine Organisation“ Gehör zu schenken. Nach kurzer Debatte wurde die Sektionsgründung beschlossen und Gen. Wilhelm Pfiberny, Lang-Ugest Nr. 5, zum Sektionsleiter gewählt, an welchen auch alle Zuschriften, das Fach „Schach“ betreffend, zu richten sind. Die Spielabende finden in „Jaseks“ Gasthaus jeden Donnerstag, 8 Uhr abends, statt. Nachdem noch einige organisatorische Fragen erledigt wurden, wurde die gut besuchte Versammlung geschlossen und zu dem abschließenden Simultanspiel geschritten. Leider waren beim besten Willen nicht mehr als 9 Bretter aufzustellen, so daß sich nur ebensovielen Genossen beteiligen konnten. Nach umg. 1½ Stunden entledigte sich Gen. Scharoch seiner Aufgabe in einwandfreier und sicherer Weise. Obzwar unter den Lang-Ugestern einige junge und talentierte Genossen sind, mußten sich alle als geschlagen bekennen. Dies dürfte die Schachsektion kaum entmutigen, da gleich darauf selbstig weitergespielt wurde. Ein vielversprechender Anfang der Schachsparte im Neuen Jahr.

—O—

In nächster Zeit dürfte es zu einer weiteren Sektionsgründung kommen, und zwar in Wiesa. Ein Genosse aus Wiesa, der in Lang-Ugest anwesend war, hielt Rücksprache mit dem Gen. Scharoch, und wird die vorbereitenden Arbeiten durchführen.